Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 140. Bromberg, den 28. August 1925.

Der Urlaub des Herrn van Zoomen.

Roman von Otto Berndt.

8. Fortsetzung.) ——

„Sie haben recht, Herr Senator, für die arme Sekretärin Maria Leczinska wäre es eine große Unklugheit, einen solchen Antrag abzulehnen."

Der Senator schwankte in seltsamen Gefühlen. Er wäre so glücklich gewesen, aus ihren Worten eine Zusage zu lesen, und doch war etwas im Ton dieser Worte, das ihn wieder verstimmte. Er streckte seine Hand aus.

„Sie nehmen meinen Antrag also an?"

Noch immer lag dieser ihm unverständliche Ausdruck auf ihrem Gesicht. Es war fast, als lauerte um ihren Mund schon wieder das Lachen, dann sagte sie leise:

„Maria Leczinska nimmt an."

Der Senator vergaß jede bittere Empfindung und breitete die Arme aus.

„Maria!"

Er sah nicht den abweisenden Hochmut, der wieder über ihre Stirn huschte, denn sie senkte den Kopf.

„Ich bitte Sie, Herr Senator, lassen Sie der armen Sekretärin Zeit, sich in ihre neue Lage zu finden."

Er trat zurück und begnügte sich, einen Kuß auf ihre Hand zu drücken.

„Ich verstehe, liebe Maria, aber Sie gestatten mir, mein Glück der Welt zu verkünden."

Er hatte noch nicht einmal das Du über die Lippen gebracht, in ihrem Gesicht lag wieder das Lächeln.

„Ich habe Ihnen durch mein Jawort das Recht dazu gegeben; aber nun bitte, lassen Sie es für heute genug sein. Ich habe Pflichten, und die Arbeit wartet."

„Aber morgen?"

Jetzt war es ein reizendes schelmisches Lächeln, das ihren Mund umspielte: „Morgen sprechen wir weiter."

Den Senator übermannte die aufwallende Liebe, er trat auf sie zu, aber ehe er noch dazu kam, öffnete ein Diener die Tür.

„Herr Ingenieur Großkopf von der Firma Scheer Söhne bittet um eine Auskunft."

„Führen Sie den Herrn herein!"

Der Senator küßte ihr noch einmal die Hand: „Also auf morgen, liebe Maria."

Er ging hinaus, während der Diener sich wunderte, wie es kam, daß der Herr Vorsitzende des Aufsichtsrats der Sekretärin die Hand küßte und sie „liebe Maria" nannte. Er nickte bedeutsam. Aha, also auch diese war kein Tugendengel! Es mußte nur der Rechte kommen, und der Herr Senator war noch mehr als ein Direktor.

Der Senator ging mit federnden Schritten aus dem Haus, er fühlte sich um zwanzig Jahre verjüngt. Er eilte selbst in die Druckerei, um die Karten und Anzeigen in den Zeitungen zu bestellen:

„Maria Leczinska, Tochter des verstorbenen Oberpostdirektors —". Warum nicht, das klang gar nicht schlecht —! Herrgott, würden ihn die Menschen beneiden um seine junge, um seine wunderschöne Braut!

*

Maria Leczinska hatte den geschäftlichen Besuch bald abgefertigt und war wieder allein. Sie stand einen Augenblick nachdenklich da, dann aber lachte sie plötzlich hell auf, lachte so hell und fröhlich wie ein Kind, das einen lustigen Scherz gemacht hat. Als aber wenige Augenblicke später der Prokurist Schottmeier hereintrat, saß sie wieder mit ernsthaftem Gesicht über seine Bücher gebeugt und schrieb eifrig.

*

Es war ziemlich spät am Abend, als Gerhard Zöllner aus Cuxhaven zurückkam, die Büros seiner Gesellschaft waren bereits geschlossen. Er ging in die Privatwohnung des Senators, um diesem noch einiges zu berichten, und wunderte sich, daß der alte Herr ganz allein bei einem opulenten Abendbrot saß und einer Flasche Sekt fleißig zusprach. Er schien in sehr animierter Stimmung.

„Sie da, lieber Herr Zöllner, Sie kommen zur rechten Zeit, halten Sie mit!"

Zöllner war fast etwas peinlich berührt über die verwandelte Art des Senators.

„Ich war in Cuxhaven und —"

„Sehr gut, sehr gut! Ich habe gehört, daß Sie sich ganz vorzüglich einarbeiten, aber bitte, heute nichts von Geschäften, heute bin ich zu glücklich. Ich muß Ihnen etwas sagen, lieber Herr Zöllner, ich habe mich heute nachmittag verlobt."

„Meinen verbindlichsten Glückwunsch!"

Er konnte sein Erstaunen kaum verbergen; aber der Senator fuhr fort:

„Und raten Sie einmal, mit wem?"

„Wie soll ich das raten? Ich bin doch vollkommen fremd in der Hamburger Gesellschaft."

„Nein, raten Sie nur, Sie kennen meine Braut sehr gut."

„Herr Senator —"

Der alte Herr mit dem geröteten Gesicht lachte herzlich: „Ich will Sie nicht quälen, ich habe mich heute nachmittag mit Fräulein Leczinska verlobt."

Zöllner war es, als träfe ihn ein Blitzschlag, aber der alte Herr merkte es gar nicht in seinem Liebes- und Sektrausch. — Als Zöllner seinem Hotel zuschritt, war es ihm, als sei etwas zerbrochen in ihm. So war sie doch keine Dame, sondern eine raffinierte Person! — Der alte Senator und Maria Leczinska! — Gerhard Zöllner schüttelte den Kopf, — nein, er verstand die Frauen nicht.

*

Es war eine stürmische Nacht. Am Nachmittag war Kommissar Doktor Schlüter mit dem kleinen Dampfer, den ihm die holländische Regierung zur Ergreifung des Spions van Zoomen und der Spionin, der Prinzessin Kalowrat, zur Verfügung gestellt hatte, in See gegangen. Er kreuzte nun unweit der Stelle, wo in dieser Nacht der ungarische Dampfer die Segeljacht mit den beiden Spionen treffen sollte. Nichts war auf dem Meere zu sehen, obgleich es trotz des Sturmes ziemlich hell war. In starker Erregung stand der Kommissar, der keine Seekrankheit kannte, neben dem Kapitän auf der Kommandobrücke und suchte mit diesem gemeinsam den Horizont ab.

Stunde um Stunde verging. Hie und da kam eine Rauchfahne auf, aber es waren ein paar große Schiffe der Südamerika-Linie und die nach Harwich und Folkestone auslaufenden Kanaldampfer. Auch einige Segler kamen vorüber. Fischerboote, die vor dem beginnenden Sturm die Küste zu erreichen suchten.

Der Kapitän schüttelte den Kopf.

„In dieser Sturmnacht werden sie nicht kommen."

„Im Gegenteil, ich denke, sie werden sich gerade wegen des Sturmes um so sicherer fühlen."

Der kleine Dampfer schaukelte sehr stark, und es war schwer, bei dem hohen Wogengang nicht abgetrieben zu werden. Schlüter stand unbekümmert um die Wellen, die fortwährend über das Schiff gingen, auf der Brücke und blickte andauernd auf das Meer hinaus. Stunden vergingen, endlich rötete sich im Osten der Horizont und die Sonne stieg auf. Der Kapitän hatte die Lust verloren.

„Sie sehen, der Tag beginnt, ich vermute, daß entweder alles eine Mystifikation war oder daß sich die Schiffe bereits an anderer Stelle getroffen haben."

Der Kommissar packte in diesem Augenblick den Kapitän an der Schulter: „Sehen Sie dort!"

Am westlichen Horizont stiegen ein paar farbige Leuchtraketen in die Luft.

„Schiff in Not!"

Der Kapitän gab sofort Befehl, den Kurs des Schiffes auf die Notsignale hinzulenken, und mit Volldampf kämpfte sich das Regierungsfahrzeug durch den Wogenschwall. Schlüter hatte noch immer das Glas am Auge. „Herr Kapitän, es ist eine Segeljacht."

Der Kapitän hatte nicht Zeit zu antworten, denn sein eigenes Schiff erforderte jetzt seine ganze Aufmerksamkeit. Die Raketensignale drüben wurden unregelmäßig, die kleine Jacht war augenscheinlich vollkommen ein Spielball der Wellen geworden. Bald warf ein Wogenberg sie hoch empor, dann wieder schien sie in einem Tal für immer zu verschwinden. Dabei konnte die schwache Maschine des kleinen Regierungsdampfers den Abstand nur sehr langsam vermindern. Eine volle Stunde dauerte es, dann rief Schlüter: „Jetzt erkenne ich deutlich die holländische Fahne, es ist kein Zweifel, das ist die Jacht, die wir suchen."

Wieder verging eine für Schlüter qualvolle halbe Stunde, dann flaute der Sturm plötzlich ab, und ein Wogenberg schleuderte das vollständig zum Wrack gewordene Schifflein bis dicht an den Dampfer. Jetzt war deutlich zu erkennen, daß ein einzelner Mann sich krampfhaft an den Rest des Mastes klammerte, während ein zweiter, wahrscheinlich toter, an Stricken neben dem Maststumpf hing.

„Boot herunter!"

Schlüter wollte von der Brücke. „Ich fahre mit."

„Herr Kommissar, das ist Seemannsarbeit. Der Steuermann fährt mit zuverlässigen Leuten hinüber. Wir bringen alles an Bord."

„Es muß noch die Prinzessin auf der Jacht sein und wahrscheinlich wichtige Dokumente."

Der Kapitän wehrte ab: „Zunächst gilt es, Menschenleben zu retten."

Das Rettungsboot näherte sich dem Wrack, als eine neue haushohe Welle über dieses hereinbrach. Als sie sich verlief, war das Wrack der Jacht verschwunden, und nur der Mast, an dem der Lebende und der Tote hingen, trieb neben einigen Planken auf der Flut. Das Rettungsboot holte die beiden heran. Von den Trümmern irgendetwas aufzufischen, wäre Torheit gewesen. Während das Boot wieder auf den Dampfer zuhielt, sagte Schlüter zu dem Kapitän: „Die Prinzessin ist entweder noch nicht an Bord gegangen, oder die beiden Richtigen befinden sich bereits auf dem ungarischen Dampfer."

Der Kapitän war sehr ernst: „Oder sie liegt auf dem Grunde des Meeres."

Mit großer Mühe wurde das Rettungsboot bei dem schäumenden Wellengange wieder an Bord gewunden. Der eine der Geretteten stieg mit zitternden Gliedern auf den Dampfer hinüber und faßte die Hand des Kapitäns:

„Ich danke Ihnen, mein Herr, das war Hilfe im letzten Augenblick."

„Wer sind Sie, und wo kommen Sie her?"

Der Gerettete schwankte vor Schwäche: „Peterszoon van Zoomen, Jacht „Exzelsior" aus Amsterdam." Jede Silbe wurde ihm schwer.

„Wieviel Mann an Bord?"

„Nur ich und mein Bruder. Ich bitte, sehen Sie nach ihm."

Der Schiffsarzt, der sich bis jetzt mit dem Kranken beschäftigt hatte, trat heran: „Er ist ohnmächtig, aber er lebt."

„Gott sei gelobt!"

Van Zoomen taumelte und brach in den Armen des Arztes ebenfalls ohnmächtig zusammen.

Während der Dampfer unter gewaltigem Schlingern wendete und wieder auf die Scheldemündung zuhielt, wurden die beiden Geretteten unter Leitung des Arztes in die Kajüte heruntergetragen. Schlüter und der Kapitän standen wieder an Deck zusammen.

„Zum wenigsten haben wir van Zoomen."

Der Kapitän nickte.

„Es ist auch kein Zweifel, daß die Prinzessin nicht an Bord war. In einem solchen Augenblick der Rettung aus höchster Todesnot ist ein Mensch nicht fähig, zu lügen. Sie sehen ja auch, daß van Zoomen nicht einen Augenblick gezögert hat, seinen richtigen Namen zu nennen. Wahrscheinlich war die Prinzessin noch gar nicht an Bord gekommen."

Der Schiffsarzt kam aus der Kajüte: „Die beiden sind vollständig erschöpft, und der eine von ihnen, der schon bei der Rettung ohnmächtig war, ist anscheinend schwer verletzt und wird wahrscheinlich längere Zeit nicht vernehmungsfähig sein, zumal er stark fiebert."

„Und Peterszoon van Zoomen?"

„Wird wahrscheinlich auch längere Stunden ohnmächtig bleiben und dann sicher außerordentlich erschöpft sein."

„Lebensgefahr besteht nicht?"

„Ich glaube, nein."

„Dann werden wir warten."

Es war heller Tag, als der Dampfer im Hafen von Amsterdam festmachte und man die beiden Ohnmächtigen als politische Gefangene in das Krankenhaus einlieferte. Schlüter eilte sogleich zum Telegraphenamt und verständigte die Berliner und Hamburger Polizei davon, daß van Zoomen verhaftet und die Prinzessin ihnen entgangen sei. Dann ging er ins Krankenhaus zurück, um geduldig auf die Vernehmungsfähigkeit van Zoomens zu warten.

*

Kommissar Hillebrecht saß in Hamburg in seinem Büro, vor ihm stand eine Ordonnanz.

„Der Galizier Stephan Rosenzweig ist aufgegriffen und soeben eingeliefert worden."

„Führen Sie den Mann vor."

Ein verängstigter alter Handelsmann betrat das Zimmer: „Bitt' ich, was hab' ich verbrochen? Bitt' ich, was soll ich auf der Polizei?"

Der Kommissar sah ein, daß er den vollkommen verschüchterten Mann ermutigen müsse.

„Herr Rosenzweig, ich glaube durchaus nicht, daß Sie etwas verbrochen haben; wir haben Sie nur hierhergebeten, weil Sie als Zeuge vernommen werden sollen."

„Wie heißt hergebeten? Verhaftet hat mich der Herr Wachtmeister! Was soll ich bezeugen?"

„Nun seien Sie mal friedlich, Herr Rosenzweig, stecken Sie sich eine Zigarre an und antworten Sie mir. Sie waren doch am 27. August in Essen und Oldenburg?"

„Gott soll mich strafen, Herr Kommissar, bin ich in meinem ganzen Leben weder in Essen noch in Oldenburg gewesen!"

„Das ist ja merkwürdig."

Der Kommissar fragte weiter: „Wo waren Sie denn während der Zeit?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Flug ins Unbekannte.

Das unbekannte Erdachtel. — Erforschung vom Flugzeug aus. Technische Vorbedingungen.

(Nachdruck verboten.)

Die unbekannten Gegenden der Erdoberfläche sind größer und zahlreicher als man gemeinhin denkt. Im Jahre 1860 war von den 60 Millionen Quadratmeilen der Erdlandoberfläche noch fast die Hälfte unbekannt. Im Laufe der letzten Jahrzehnte sind in dieser Beziehung große Fortschritte gemacht worden, aber immer noch sind etwa 8 Millionen Quadratmeilen, das ist ein Achtel der Gesamtoberfläche der Erde, unbekannt.

Die mannigfachsten Gründe sind es, die die Forschungsreisenden bisher verhindert haben, in diese Erdteile einzudringen. Zunächst die ungünstigen klimatischen und geographischen Verhältnisse. Das gilt einerseits für schwer zugängliche Gebirgsgegenden, wie zum Beispiel das Himalayagebiet, anderseits für Wüstenflächen wie zum Beispiel das große innerarabische Wüstengebiet das wohl der ausgedehnteste unbekannte Landstrich ist, den es gibt. Fast eine halbe Million Quadratmeilen umfaßt dieses Gebiet, es ist also mehr als doppelt so groß wie das Deutsche Reich. Noch kaum ein Forscher ist von den Küstenstrichen Arabiens bis in das Innere des Landes vorgedrungen. Die Bewohner des Küstenlandes sprechen von Volksstämmen, die im Innern wohnen sollen und die sie die „Bewohner der Leere" nennen. Was das aber für Volksstämme sind, ob es wirklich, wie man vermutet hat, die Ureinwohner Arabiens und Abkömmlinge der Negerrasse sind, ist völlig ungewiß. Eine Reihe von Flüssen laufen von der Küste weg in das Innere des Landes. Was wird aus diesen Flüssen? Wo münden sie? Verlaufen sie sich im Sande? Birgt das Innere Arabiens auch ein „Totes Meer"? Und was für Ruinen sind das, von denen die beduinische Fama zu erzählen weiß, Ruinen

einer großen Stadt, die sich in einem Tal befinden sollen? Das alles sind Fragen, die noch der Beantwortung harren.

Eine weitere rätselhafte Gegend ist Abessinien. Trotz der Versuche der Engländer, in diesem Lande Fuß zu fassen, ist bisher noch nicht einmal gelungen, auch nur einigermaßen die geographischen und ethnographischen Verhältnisse des Landes zu erforschen. Auch dort wird von unbekannten Völkern gesprochen, die von außergewöhnlicher Wildheit sein sollen; die Fauna und die Flora des Landes sollen Lebewesen enthalten, die sonst nicht vorkommen. Eine Berliner Expedition hat sich vor kurzem dorthin begeben, um neben Tierfangversuchen auch geographische Forschungen vorzunehmen. Ob sie Erfolg haben wird, bleibt abzuwarten.

Dann das geheimnisvolle Südamerika. Ja, die Küstenstriche Südamerikas sind voll von europäischer Kultur. Im Innern aber, an den Quellflüssen des Amazonenstromes, dürfte noch manche Entdeckung zu machen sein, wenn uns auch die topographischen Verhältnisse des Landes insoweit bekannt sind, daß die notdürftigsten Eintragungen in die Karten haben erfolgen können. Aber allein schon die jüngsten Nachrichten, die über die merkwürdigen Indianerstämme im Innern und über die noch merkwürdigeren Riesenruinen, die man dort vorgefunden hat, an die Oeffentlichkeit gedrungen sind, geben eine Vorstellung von den Aufgaben, die dort noch zu lösen sind.

Anderer Art sind die Schwierigkeiten, die die umfassende Erforschung Tibets bisher verhindert haben. Zwar spielt auch hier die Unzugänglichkeit des Landes eine Rolle, eine ebenso große aber spielt die Unzugänglichkeit der Bewohner. Sven Hedin hat zwar eine mächtige Bresche in unsere Unwissenheit über dieses Land gelegt, aber zu den erforschten Gebieten können wir es immer noch nicht rechnen. Das Gleiche gilt von anderen asiatischen Gebieten, der Wüste Gobi und weiten Teilen Afghanistans und Belutschistans.

Sollten all diese Gebiete nach den bisherigen Methoden, also durch langsam vorwärtsschreitende Expeditionen, die für lange Zeit mit allem Bedarf ausgerüstet sein müssen, erforscht werden, so würde das, abgesehen von dem großen Risiko, das solche Expeditionen stets bedeuten, einen riesigen Zeitaufwand erfordern. Wir müßten noch Jahrzehnte warten, ehe wir unsere Erdkarte vervollständigen könnten. Und außerdem würden die Kosten ungeheuer sein. Allein schon die Ueberwindung der Zugänge, also bis man zu dem zu erforschenden Gebiet gelangt — eine gewissermaßen tote, unfruchtbare Mühe —, würde sowohl, was die Kosten, wie die Mühe anbetrifft, hoch zu veranschlagen sein. Wieviel einfacher und praktischer ist hingegen die Fahrt mit dem Flugzeug, das von all den geographischen Schwierigkeiten zum großen Teil unabhängig ist, unabhängiger auch von etwaigen Uebelwollen der Bewohner, und das bei seiner Schnelligkeit die Arbeit in viel kürzerer Zeit bewerkstelligen könnte! Wenn dem Luftfahrer nur Landungsplätze zur Verfügung stehen, und die sind schließlich meist zu finden, dann gibt es bei der heutigen Größe und Tragfähigkeit der Flugzeuge kaum eine Arbeit, die sich nicht vom Flugzeug aus machen ließe. Und mit welcher Sicherheit können, zumal mit der photographischen Platte, die Oertlichkeiten aufgenommen werden! Nichts gibt es, was dem Auge des Fliegers entgeht. Selbst die Menschen nicht, jene unbekannten Naturvölker, die in ihrem Leben noch keinen fliegenden Menschen gesehen haben und sich vor dem im Flugzeug heranschwirrenden weißen Mann beugen werden wie vor einem Gott.

Sind nun aber unsere heutigen Flugzeuge bereits imstande, diese Aufgaben zu lösen? Eine wichtige Vorbedingung ist seit kurzem erfüllt. Die Motore der heutigen Flugzeuge können so gebaut werden, daß sie — dies gilt für die Polargegenden — im ruhenden Zustande gegen die Kälte unempfindlich sind. Und eine andere Vorbedingung für die Tropen: die Stoffe der Tragflächen und die geleimten Verstrebungen können heute so eingerichtet werden, daß sie die tropische Hitze ertragen. Aber eine Reihe anderer Vorbedingungen muß erst geschaffen werden. Es müssen vor allem Stützpunkte geschaffen werden, die die Flugzeuge zur Basis für ihre Unternehmungen wählen können. So wie die französische Regierung dem Gedanken nahetritt, schwimmende Flugzeugstützpunkte im Atlantischen Ozean einzurichten, um eine Ueberwindung des Ozeans durch Flugzeuge zu ermöglichen, so müssen auch die Grenzen der zu erforschenden Länder, und in manchen Fällen auch im Innern, Landundsplätze und Lagerplätze errichtet werden. Die Länder sollen ja nicht nur überflogen, sie sollen erforscht werden. Bloße Erkundigungsflüge nach militärischer Art genügen dazu nicht. Infolgedessen dürfen auch die Kosten für solche Expeditionen nicht zu gering veranschlagt werden. Die riesigen Verluste, welche Amundsen erlitten hat, geben davon eine Vorahnung. Ohne die Unterstützung der Regierungen ist an eine umfangreiche Entdeckertätigkeit nicht zu denken. Aber der Gedanke ist unterwegs, er „marschiert", wie man sagt. Englische Luftpioniere haben während des Krieges die nördlichen Teile Arabiens überflogen und manche interessante Einzelheit zur Kenntnis des Landes beigetragen. Und es scheint, als ob England, das in der geographischen Forschung im eigenen Interesse oft genug bahnbrechend vorangegangen ist, diese Aufgaben in größerem Maßstabe in die Hand nehmen will. Uebrigens sei in diesem Zusammenhange noch ein anderes Projekt erwähnt, das zwar nicht der Erderforschung dient, aber immerhin auch einen Weg wenn nicht in unbekanntes Land, so doch über unbekanntes Land hinweg bedeutet, das Nansen-Bruns-Projekt, das die Schaffung einer Luftschiffstraße von Mittel- nach Nordeuropa aus über den Nordpol nach Japan bezweckt, ein Projekt, das hauptsächlich von deutscher und skandinavischer Seite gefördert wird. Dr. R.

Am Teetisch.

Von A. Awertschenko.

Ich saß beim Schreibtisch in meinem Zimmer — vor mir war ein offenes Fenster, hinter dem Fenster lag der Garten und vis-à-vis stand das Gartenhaus. Die Fenster des Gartenhauses waren offen und ich konnte sehr gut die Figuren des Mannes und der Frau sehen, die sich soeben zum Teetisch setzten.

Die Frau nahm ein Glas, wischte es mit einem Handtuche aus, stellte es auf einen Teller und fragte ihren Mann:

„Willst du den Tee mehr dunkel?"

„Gewiß, du weißt es ja!" antwortete brummig der Mann. Er ließ die Augen nicht von der Zeitung, führte das Glas zum Munde, tat einen kräftigen Schluck und sprang dann plötzlich wütend auf:

„Was ist denn das!"

Er wand sich am Sessel wie ein Vogel, der von einer Kugel getroffen war, dann lief er zum Teetisch, sah seine Frau voll Verachtung an und sagte voller Wut:

„Das hast du absichtlich getan!"

„Was habe ich denn getan?" fragte sie erstaunt.

„Du hast mir siedendes Wasser gegeben!"

„Was für ein siedendes Wasser? Das ist doch ein ganz gewöhnlicher Tee!"

„Das ist kein Tee, das ist siedendes Wasser!"

„Was willst du damit sagen?"

„Das ist eine Gemeinheit. Ich habe mir den Hals verbrüht!"

„Aber . . ."

„Du hast eine Freude, wenn du deinem Mann eine Bosheit antun kannst."

„Aber Schatzi . . . du bist doch selbst schuld."

„Ich? Wieso?"

„Wenn du so ein Tölpel bist, dann hättest du nicht heiraten sollen . . . dann hättest du kalten Tee getrunken."

„Du hättest nicht solchen Tölpel heiraten sollen . . . Pardon . . . übrigens bist du selbst blöd . . jawohl . . . blöd . . ."

„Ich?!"

„Ja, du!"

„Was willst du damit sagen?"

„Wenn man schon einem Menschen siedendes Wasser gibt, so muß man ihn zumindest aufmerksam machen."

„Sonderbar, unserm Freund Nikolaj gebe ich immer so den Tee und er beklagt sich nie."

„Weil dein Nikolaj keinen Hals, sondern ein Dachrinnenrohr hat . . . Dieser Don Juan."

„Was willst du damit sagen?"

„Laß mich mit deinem Wladimir in Ruhe. Du ärgerst mich fortwährend. Heute gibst du mir siedendes Wasser, morgen gibst du wieder siedendes Wasser und das geht solange, bis ich zugrunde gehe . . . dann kannst du mit deinem Nikolaj glücklich und zufrieden leben, brauchst dich nicht zu fürchten, daß dein Mann dich in flagranti erwischt . . ."

„Was willst du damit sagen?"

„Ich sage, wenn du mir noch einmal siedendes Wasser gibst . . ."

Die Frau sprang auf, warf den Sessel um und rief: „Das ist kein siedendes Wasser! Das ist Tee! Gewöhnlicher Tee! Wir alle trinken diesen Tee! Du Barbar . . . wir alle trinken diesen Tee . . ."

Ich sah, wie sich eine Seitentür öffnete und wie in das Zimmer eine lange, hagere Frau, scheinbar eine Verwandte, trat.

Die Frau packte die Hand der hageren Dame und rief: „Lili soll sprechen, sie ist an der Sache uninteressiert. Lili, koste den Tee! Ist er heiß?"

Lili nahm das Glas, kostete und sagte: „Pfui Teufel .. der Tee ist lauwarm."

Der Mann griff sich an den Kopf, lief wie wahnsinnig im Zimmer auf und ab und schrie wie hysterisch: „Lauwarm, ha . . . lauwarm . . . Ihr haltet alle zusammen . . . Alle sind gegen mich . . . Wenn das lauwarmes Wasser ist, so seid ihr alle Gauner, Betrüger . . ."

„Nikolaj Iwanowitsch", sagte Lili stolz, „mich können Sie beleidigen, denn ich bin ein armes Mädchen, das bei seiner Schwester wohnt, aber Sie müssen sich überlegen, was Sie reden."

„Ich brauche mir nichts zu überlegen!" rief wütend der Mann.

„Bitte . . . Aber ich muß sagen: Ich finde Ihre Handlungsweise gemein . . . Wenn Ihnen meine Schwester nicht gefällt, warum haben Sie sie geheiratet? Ein Mann, der sich über wehrlose Frauen lustig macht, ist in meinen Augen gemein."

In diesem Moment öffnete sich die Tür und ins Zimmer trat die alte Kinderfrau.

„Was machen Sie da für einen Lärm?" rief sie empört. „Das Kind ist soeben eingeschlafen."

Der Mann packte die Kinderfrau, zerrte sie zum Tisch und rief: „Kinderfrau! Sie sind die einzige vernünftige Frau im Hause . . . Sagen Sie, kann man diesen Tee trinken?"

Die Kinderfrau kostete den Tee, dann sagte sie im Tone der vollsten Überzeugung:

„Nein, diesen Tee kann man nicht trinken . . ."

„Nun", erwiderte der Mann, „habe ich nicht immer behauptet, daß die Kinderfrau ein gescheites Weib ist?"

„Sie hält zu dir, weil sie mehr Lohn haben will. Sie tut nur so, als ob sie sich die Lippen verbrannt hätte."

„Wieso verbrannt?" rief die Kinderfrau, „der Tee ist ja eiskalt . . ."

„Was?" rief der Mann . . . „Schafft die Alte weg, sonst erwürge ich sie . . ."

„Gnädiger Herr!" rief die Alte und fing zu weinen an. Ich konnte nicht mehr passiver Zuschauer bleiben. Ich ergriff meinen Hut und lief zu meinen Nachbarn.

„Entschuldigen Sie", sagte ich, „daß ich als Unbekannter zu Ihnen ins Zimmer stürme. Ich habe aus meinem Fenster alles gesehen, was sich in diesem Zimmer abgespielt hat. Jeder von Ihnen, meine Herrschaften, hat von seinem Standpunkte aus recht. Sie, gnädige Frau, haben Ihrem Manne tatsächlich einen sehr heißen Tee gegeben. Ihr Mann verbrannte sich die Lippen und fing mit Ihnen zu zanken an. Ihre Schwester kam nach zehn Minuten ins Zimmer und natürlich war der Tee bereits lauwarm. Die Kinderfrau kam noch zehn Minuten später als Ihre Schwester und fand den Tee eiskalt. Die Temperatur der Flüssigkeit wird bekanntlich, wenn sie in Berührung mit der Luft kommt . ."

„Entschuldigen Sie, mein Herr", fragte der Mann, „was wollen Sie eigentlich?"

„Ich? Gar nichts . . . Ich wollte Ihnen die Augen öffnen . . . Ich habe aus meinem Fenster gesehen, was sich in diesem Zimmer abgespielt hat . . ."

„Eine nette Beschäftigung!" bemerkte giftig die Frau, „Nachbarn zu beobachten . . . zu spionieren . . . Schämen Sie sich!"

„Eine schöne Erziehung", bemerkte die Verwandte, „sich in ein fremdes Haus einzuschleichen und dann noch Unbekannten Moralpredigten zu halten . . . Pfui Teufel!"

Und die Kinderfrau sagte: „Bei meiner früheren Herrschaft — da kam auch einmal ein feiner Herr und später, da war der Mantel aus dem Vorzimmer verschwunden. Geh, mein Lieber . . ., geh . . ."

Und sie standen jetzt alle vier da, hatten ihren Zank vergessen, waren einig geworden und schauten mich wütend an.

Ich lächelte und verließ das Zimmer. Die Menschen wollen eben nie die Wahrheit hören.

Die letzten Worte berühmter Frauen.

Cleopatra (67 bis 30 v. Chr.): Nein, man wird mich nicht vor den Triumphwagen spannen.

Jeanne d'Arc (1412 bis 1431) auf dem Scheiterhaufen: Alle meine Stimmen waren von Gott. Alles, was ich getan habe, habe ich auf Befehl Gottes getan; nein, meine Stimmen haben mich nicht betrogen.

Margarethe von Schottland (1425 bis 1445): Pfui auf das Leben, sprecht mir nicht mehr davon.

Anna Boleyn (1507 bis 1536), Gattin Heinrichs VIII. von England: Ich habe gehört, der Henker verstände sein Handwerk, ich habe einen so kleinen Hals.

Maria Stuart (1542 bis 1587) zu ihren Frauen: Weinet nicht, ich habe für Eure Zukunft gesorgt. Saget meinen Freunden, daß ich als gute Katholikin sterbe.

Maria Tudor, Königin von England (regierte von 1553 bis 1558) starb vor Schmerz nach dem Verlust von Calais: Wenn man mein Herz öffnet, man würde den Namen Calais darin geschrieben finden.

Madame Roland (1754 bis 1793) auf dem Schafott: O Freiheit, welche Verbrechen begeht man in deinem Namen!

Frau v. Krudener (1764 bis 1824): O wie wenig weiß die Welt von den Dingen, die da kommen werden.

Königin Luise von Preußen (1776 bis 1810). Die letzten Worte, die ihre Hand niederschrieb, lauteten: „Mein lieber Vater! Ich bin heute sehr glücklich als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer!" Die letzten Worte, die ihre Lippen sprachen: „Herr Jesu, mach es kurz."

Bunte Chronik

* **Washingtons Pünktlichkeit.** „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige". Diese Pünktlichkeit war auch George Washington, dem Begründer der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika, eigen. Wenn er die Mitglieder des Kongresses zu sich zum Essen einlud, so bat er sie für 4 Uhr nachmittags. Waren um 4 Uhr dann nicht alle Gäste versammelt, so wartete er fünf Minuten, weil ja die Uhren nicht immer ganz gleich gehen konnten. Dann aber ward das Essen aufgetragen und man setzte sich zur Tafel. Da kam es nun manchmal vor, daß Gäste erst erschienen, wenn die Mahlzeit schon halb vorüber war. Washington empfing auch solche Gäste sehr höflich und sagte dann stets mit lächelnder Miene: „Meine Herren! wir sind zu pünktlich für Sie. Aber ich hab' einen Koch, welcher niemals fragt, ob die Gäste vollzählig sind, sondern nur, ob es vier geschlagen hat."

* **Rumänisches Geschichtchen.** Der Bauer Joane braucht dringend einiges Geld. Seine Verwandten geben ihm schon seit langem nichts mehr, aber der Pope hat ihm erzählt, daß Gott allen Bedrängten helfe und deshalb schreibt er einen Brief an den Herrgott in Bukarest — wo sollte er denn sonst sein — bittet ihn um 1000 Lei und steckt den Brief in den Postkasten. In Rumänien ist der Herrgott der Ministerpräsident Bratianu. Und deshalb schickt die Post den Brief diesem zu. Bratianu ist in guter Laune und schickt dem Bauer eine 500-Lei-Note. Daraufhin setzt sich Joane hin und schreibt abermals: „Lieber Herrgott, ich danke Dir für die 500 Lei, aber zum nächstenmal schicke sie nicht durch den Bratianu — der hat richtig die Hälfte gestohlen!"

* **Der Ursprung des Bajonetts.** Im Jahre 1641 kamen die baskischen Bauern, als ihnen im Kampfe mit den Schmugglern die Munition ausgegangen war, auf den Gedanken, auf die Flinten ihre Messer aufzupflanzen. Und sie siegten. Dieser Sieg revolutionierte die Kriegskunst in Europa. Es entstand so das Bajonett, das zum ersten Male aufblitzte in Frankreich im Jahre 1670, wo es im Kriege von dem Regiment der Königsfüsiliere aufgepflanzt wurde. In den Jahren 1674 und 1675 wurden andere Regimenter mit dem Bajonett bewaffnet. Die Dragoner bekamen es 1676 und die Grenadiere 1678. Der erste Angriff mit dem Bajonett, der von der Geschichte verzeichnet wird, fand 1708 in der Schlacht von Speyer im rheinischen Bayern statt.

Lustige Rundschau

* **Auch ein Duell.** Der einst berühmte Komponist und Virtuose August Romberg erzürnte einst den Kapellmeister N. so heftig, daß dieser ihn forderte. „Auf Degen und Pistolen verstehe ich mich nicht," antwortete Romberg, „aber wir wollen jeder eine Oper komponieren und dessen Werk ausgepfiffen wird, der schießt sich selbst tot."

*

* **Der Unterschied.** Zu Lord Chesterfield, dem berühmten englischen Staatsmann des 18. Jahrhunderts, machte einmal ein Naturforscher die Bemerkung, der Mensch stehe schon deshalb hoch über dem Tier, weil er im Gegensatz zum Tier die Fähigkeit hätte, zu lachen. „Das ist wohl richtig," erwiderte der Chesterfield, „er ist aber auch die einzige Kreatur, die verdient, ausgelacht zu werden!"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.